umgab, den gewonnen, der nur dem Pochen öffnete, das er als seiner Art erkannte. Denn seine Not war nur aufhebbar durch solche, die ihn in seiner höchsten Würde erkannten. Gab sein Land sie ihm in diesem „einzig freien augenblick", so war der Sieg erkämpft und zur Gottesherrschaft der Gottesdienst errungen: die innerste Zelle des Erdentempels war wieder gereinigt und leuchtete von eigner Flamme: dem heiligen Loblied, dem göttlichen Chor, der den STERN DES BUNDES beschließt.

8. KAPITEL: DIE ZEHNTE FOLGE

WIE der „Stern" die Gründung so verkündet die zehnte Folge der Blätter die Ausstrahlung des geistigen Reiches. Sie erschien im Herbst des Jahres 1914 einige Monate nach dem Ausbruch des Krieges, war aber bis auf die letzte Strofe der „Staatsgedichte" schon vor seinem Beginn vollständig zusammengestellt. „Es lag kein Grund vor", bemerkten die ‚Nachrichten', „das Erscheinen hinauszuschieben, da unsere Haltung vor und in den Ereignissen des Jahres sich gleicht. Auf den Verweis, daß es jetzt nicht der Augenblick für Gedichte sei, antworten wir mit Jean Paul, daß vielleicht keine Zeit den Dichter nötiger hat, als die ihn am ehesten entbehren zu können glaubt."

Fast mehr noch als in den beiden vorhergehenden zeigen die Gedichte dieser Folge ein Gesamtgesicht. Sie sind alle dem Grund des gemeinsamen Lebens entsprungen, aber stellen es nicht als eine allgemeine Grundart sondern jeweils als die besondere Äußerung eines Eigenschicksals der Dichter dar, sie kennen das Schöne nicht als abgezogenen Begriff, nicht als lehrbare Gattung sondern als höchste Erscheinungsform des Einzellebens, in dem ein schönes Gesamt sich den geistig-sinnlichen Körper erschafft. Die Dichter sind Träger und Äußerer der gemeinsamen Kraft geworden und zum äußeren Zeichen dieser Wandlung sind alle Verfassernamen in dieser Folge weggelassen. Das bedeutete kein Verstecken der Personen, denn Anordnung und Stil machten die schon bekannten älteren Verfasser leicht erkennbar, aber einmal entsprach es dem Bewußtsein von der Unwichtigkeit des Einzelnen gegenüber der schöpferischen Sphäre, der er entstammte, zum andern war es ein nötiger Schutz für die Jüngeren, denen auf diese Weise eine frühzeitige Verbindung mit der Öffentlichkeit erspart wurde — wie es in der Frühzeit der Blätter schon auf andre Weise geschehen war. Denn freilich sprachen diese Gedichte der Zehnten vom geheimsten und köstlichen Gut der Gesamtheit wie der Einzelnen in diesen Jahren. Sie sind ein einziger vielstimmiger Chorgesang zur Ver-

herrlichung des neuen Lebens, nicht nur Widerstrahlung des STERNS sondern mit ihm entstanden und wie er Ausdruck des rauschhaften Innewerdens einer höheren Gemeinschaft, die Herzen und Sinne beseelte und beseligte. Welch eine Welt hatte sich hier aufgetan! Im Deutschland des Militarismus und der Wissenschaft, der Arbeitswut und des Großstadttaumels hatte sich ein unberührter Kern heiligfesten Lebens gebildet, das in sich vollendet, doch dem Einstrom aller Kräfte offen war, die noch heil die Erde durchpulsten, das im Innern voll aller liebenden Fieber und Zartheiten, doch mit dem heitersten Kampfmut und siegendem Wachstumswillen nach außen gewandt war, wie wir es geschildert haben. Die Gedichte der Zehnten sind das unmittelbarste Bekenntnis dessen, was wir die von der Dichtung Ergriffenen leben und wirken sahen: Lob der Götter und Heldenahnen, Lob der Freundschaft und Gemeinschaft, helle und dunkle Geschicke der Liebe, helle und dunkle Geschicke des Dienstes. In jedem von ihnen kreist der „dreifache wein der liebe", aus jedem von ihnen tönt, ob ernst oder frohgemut ein jubelnder Ton der Lebensfreude: ein Triumph Apolls. In der Mitte aller aber steht die heldische Gestalt des Menschen und von welchen Schilden und Spiegeln sie sein Bild auch widerwerfen: immer ist es der eine, der sie erweckt, beseelt und durchglüht hat.

Die Kämpfe mit früheren Gegnern oder mit der Außenwelt treten hier nicht mehr in Erscheinung, nur der Gegensatz weltgültiger Kräfte im Menschen wie der Auf- und Untergang der ewigen Mächte, das geistige Zeugen und Blühen, Welken und Sterben im Blute des Folgers und Freundes: die Freuden und Leiden des liebenden Gottes, sein Kommen und Gehen in Leib und Zeit. Der Meister umgriff auch hier den weitesten Gehalt und prägte zugleich die neue Form: das heilige Loblied, wie es der Schluß des STERNS verkündete. Mit den hymnischen Gesängen „Gebet", „An Hyperion" und „Die Kinder des Meeres" kehrte George zu den Anfängen seines Dichtertums zurück, aber bei gleichem Sinn und gleicher Kraft liegt ein tiefer Unterschied zwischen den HYMNEN des frühen Beginnes und denen der zehnten Folge. Jene ersten haben noch das ganze jugendliche Drängen dieses pochenden Herzens, aber ein einsamer Mund singt sie in einen einsamen Raum. Sie sind ein leidenschaftlicher Ausbruch ohne geistigen Hall und deutlich liegt auch um ihre glühendsten Farben ein Schatten, klingt auch durch ihre brausenden Töne ein Ungenügen, eine Sehnsucht nach höherer Entfaltung: es sind die Hymnen des Aufbruchs und der Sehnsucht und durch alle entfaltenden Kräfte der künftigen Werke schwingt dieser Ton bald gedämpfter bald lauter weiter bis er in den Maximin-Gedichten des SIEBENTEN RINGS seinen drängend-

sten Ruf, seinen weitesten Schwung und sein Ziel, den Einklang von Traum und verleiblichter Sehnsucht findet. Wie vorher alle Wege und Kämpfe und noch die drohenden Stürze zu diesem Einklang hinweisen, so strömen nachher alle Bahnen und Flüge des Gesanges von ihm aus und durchdringen von neuem die ganze Welt des Lebendigen, die der Dichter erobert und geschaffen hat. Aber sie ist nun von seinem Geiste erfüllt, der aus bezaubertem Leib und Ding vieltönig widerhallt, er preist nun in Gott und Ahn und Freund das Seine, die Schöpfer und Hüter und Söhne seines neuen Reiches, er singt nun Hymnen der Erfüllung und des seligen Augenblicks, das heilige Loblied, das nie enden will, solange sein Reich besteht.

Dieser Wandel des Tones drückt sich auch im Bau der Gedichte aus. Die frühen HYMNEN haben von allen Gedichten den weitesten Spielraum: vielfältige Strofen, abbrechende Rhythmen und wechselnde Klänge. Sie bergen noch Räume in sich, die der Gestalten zu harren scheinen, aber im Verlauf der folgenden Werke werden die Formen der Einzelgedichte zunächst enger, fester, kürzer, ihr zyklischer Gesamtbau immer geschlossener und dichter, bis auch hier der SIEBENTE RING die Wende bringt, die Räume wieder weitet und mit freierem Spiel der Rhythmen füllt. In der bunten Fülle seiner Formen herrscht das strofisch gegliederte oder auch strofenlos geschichtete längere Gedicht schon vor, aber es bleibt, wie wir sagten, noch Einzelgemälde, im STERN dagegen ist dieses momentan Umrahmende aufgelöst, das Gedicht ist Bauglied eines umfassenden Ganzen geworden und e i n Atem durchpulst von der ersten bis letzten Zeile das ganze Werk. Aus jenem weitenden Aufschwung des RINGES und diesem durchhaltenden Atem des STERNS ist die neue Hymne geboren: geschlossener Gesang aber kein Einzelbild, Flug und Strom eines einheitlichen Maßes, aber keine fortrollende ewige Melodie, sondern ob strofisch oder unstrofisch ein im Verhältnis gleicher oder wechselnder Zahlen geschichtetes Gebilde, das inhaltlich und rhythmisch durch Einhalte und Stufen gegliedert ist, aber auch in ihnen nicht bei besonderen Bildern verweilt sondern in unterbrochener Folge das Schrittmaß weiterführt. Es bildet einen dreifach gedehnten Raum, der schon unmittelbar wie bei den Hyperionhymnen mit ihren fünf- bis achtsilbigen Maßgruppen zum Tanzschritt lockt. Im heiligen Loblied singt mehr als der menschliche Einzelmund, in ihm tönt die umfassendere Stimme der Gemeinde, und sie kann erst ertönen, wenn in einer Gemeinschaft, mag sie noch so klein sein, der geistig gewordene Laut des Volkes Ausdruck gewonnen hat. Das Begreifen der Maßverhältnisse allein, im Sinne Verweys, hilft hier nicht mehr zum vollen Verständnis, denn diese Maßverhältnisse selbst sind von einem überpersönlichen Geiste geschaffen und getragen, und

wer niemals von diesem gemeinsamen Geiste erschüttert wurde, kann sie vielleicht in ihrer Wohlabgewogenheit zählend und messend nachtasten, aber das Geheimnis ihres Gesetzes nicht an sich erfahren.

In den neuen Lobliedern umschrieb George Mitte und weitesten Umkreis seiner preisenden Liebe zum deutschen Menschen, zum verjüngten Gottbild, zu Hölderlin, dem Griechennächsten und vorahnenden Seher des neuen Reiches, und zu den drei jüngsten küstengeborenen Söhnen, den strahlendschönen aber mitteflüchtigen Kindern des Meeres. In den beiden darauffolgenden Gesprächen „Der Mensch und der Drud" und „Gespräch des Herrn mit dem Römischen Hauptmann" spricht seine bewahrende und richtende Liebe. Der Überhelle aufgeklärter Vernunft und dem Übermaß ausbeutender Nutzsucht des Menschen stellt er im Bild des Drud die noch dumpfe aber tiefere Weisheit der Naturwesen entgegen und der hellste Geist des Jahrhunderts mahnt hier mit dem erdgeborenen Sinn seiner Ahnen vor der Verachtung der dunklen Wachstumskräfte in Tier und Pflanze, vor der heute so drohend gewordenen Gefahr, mit der völligen Vernichtung der „göttlich gebauten Wildnis" auch die Nährkraft des menschlich bebauten Ackers und Gartens zu erschöpfen und den Zauber der Felsen und Quellen und purpurblühenden Heiden zu zerstören. Der richterliche Spruch des Herrn weist im geistigen Bereich auf dieselbe geheime Kraft des Blutes, kein Wissen und keine Weihen helfen, wo sie fehlt, und die Alten und Neuesten, welche heute vor dem Ende alles Fragens stehen, trifft wieder die gleiche Antwort wie den Hauptmann von ehemals. Nur wer tauglich und fähig ist, im lebendigen Reigen mit dem großen Liebenden zu stehen, faßt die verwandelnde Macht, die auch die Bilder des Göttlichen neugebiert und so nur das Ewige unter den Menschen erhält — ein heiliges Wissen, von dem auch Christus nicht anders sprach, wenn er sein Wiederkommen verkündete, wo er vom Gewächse des Weinstocks neu trinken werde im offenbar gewordenen Reiche.

Von all dem was so der Meister sah und kündete, sagten auch die Dichter der zehnten Folge auf ihre Weise und von ihrem Platze aus. In Gegensatz und Gleichläufigkeit bewegen sich die ersten drei Paare. Die älteren, Wolfskehl und Gundolf, verhalten sich hier zueinander wie brodelnde Urtiefe und befiederte Helligkeit, wie der weltdurchschütternde Dämon der Liebe zur vereinigungssüchtigen aber allzuwissenden Liebe. Jener kommt wie im „Fimbulwinter" und dem „Orpheus II" aus allen Höllenschlünden der verzweifelten und leidenden Seele und weilt nur zu neuem Atemholen im Licht, um sich von neuem in die Schlünde zu werfen, aus denen er unerratbares Grauen und die Bilder unfaßbarer Schatten holt. Dieser spielt in der höchsten dünnen Luft das Gedankenspiel mehr des Begreifens als

Ergreifens dessen was ihn quält und freut; noch die höchsten eisigen Forste umkreist er leicht und flügelschnell und erhascht vom günstigen Augenblick mehr Schleier als Leib. Aber welche Gebiete die beiden auch durchirren, welche Massen auch des ersten ton-schleudernde Stimme in verwirrender überschüttender überspülender Fülle häuft und ballt, und welche Fäden des andern kluger Finger auch zu feinmaschigen Netzen für seine flüchtigen Geister verknüpft, in beiden ist der äußere wie innere Sinn auf das beherrschende Eine gewendet auf das sie all ihr Schweifen und Flügeln richten, an das sie all ihr Süchten und Sehnen gebunden wissen, in dem für Gundolf auch die liebende Zweiheit aufgehen, aus dem für Wolfskehl auch die Götter der Helle wiedergeboren werden sollen. Ihre Geburt verherrlichend hat Wolfskehl in den vier Gedichten „Der Brunnen, Die Kuppe, Die Kelter, Die Bucht" einmal die syrisch-lybische Wüstenglut und das Tauchen ins Unerlotbare ganz verloren und beinahe ein Griechisch-Deutsches in sich zur Erscheinung gebracht: das tiefe und doch helle Bild, die rauschbewegte und doch festumrundete Gestalt. Daneben hebt sich die schwarze Saat um so furchtbarer ab, aus der in den Gedichten des Fimbulwinters und anderen, das mythische Gegenbild der untergehenden Welt erwächst: die lüsterne Wut der Selbstvernichtung, ja der Selbstverzehr bis zum eignen Schoß und Samen. Gundolfs „Staatsgedichte", in denen er den gleichen Vorgang des Auf- und Unterganges an den Mächten der Zeit erscheinen läßt, wirken dagegen fast wie ein glücklich-ruhiges Schweben über einem Unheil, das ihn nicht berührt und bei gleicher Erregtheit des Herzens ist seine Gebärde mehr die des Lehrenden, der die Gedankenwuchten sichtet und ordnet — so wie wir ihn kannten: im Wiegen der schlanken Glieder auf und nieder gehend, die schwarzblauen Haare über die hohe Stirn zurückwerfend und den Blick der hellen Augen nicht auf die Freunde richtend, sondern weitab, als wollte er eine verhangene Ferne durchbohren.

Während so bei diesen das Widerweltliche noch als düstre Umlagerung oder zu bewältigendes Wissen heraufgeführt wird, ist es bei dem mittleren Paar, das Hand in Hand den Weg zum Meister gefunden hatte fast völlig in der Strahlung des neuen Glückes versunken. In wenigen Gedichten von Wolters taucht noch ein Rückblick auf die große Leere auf, als die nun das frühere Dasein erschien, aber es ist mehr ein grollender Unmut gegen die verlassenen Schemen, ein trotziges Sichaufbäumen gegen alle Schranken, die den befreiten Schritt noch hemmen wollen und dann ein jubelnder Durchbruch ins neue Licht. Was in „Wandel und Glaube" noch als Eigenbezirke „das Reich" umlagerte, ist in diesen Jahren der geistigen Wandlung und Durchdringung der herrscherlichen Mitte zugeströmt, sein Flug

ist aus dem Unendlichen heimgekehrt und Freund und Geliebte, Gott und Land empfangen für ihn nur Sinn und Wert von dem einen, der den erneuenden Hauch durch Himmel und Erde sandte und gab, was auch die kühnste Hoffnung nicht ersinnen konnte. Oft hatte ihn nur noch ein Strohhalm vom Sturz in den Abgrund getrennt, aber ein Wink des Meisters, ein Wort des Freundes, ein Beben der eigenen Seele im dichterischen Klangraum weckte alle Hilfen des schönen Lebens auf und genügte zur Rettung. Denn in diesem Raum erfuhr er die Herrlichkeit des Strahles jenseits aller Lust und Peinen, und seine Gedichte sind nichts anderes als Gebete und Gelübde auf den Wegen und Rasten dieser menschlichen Sternenbahn, die ihm schöner dünkt als alle Unendlichkeiten und Ewigkeiten. Vallentin, weltklüger und schrittsicherer, von reiferer Erfahrung und vielspältigerer Kraft überschaute die äußere Welt zu sehr, als daß sie eine Not für ihn bedeutet hätte: sein Gedicht schweigt von ihr. Aber ihm hat der Anteil am neuen Leben den jugendlichen fast schon versunkenen Traum des großen Heldenbildes wieder erweckt und erst die Maße gegeben, es in seiner Unbedingtheit und zeitenüberschattenden Gewalt zu fassen. Im Aushauch des lebenden Genius erstand ihm die Heldengestalt der Geschichte neu, im Erfassen der meisterlichen Wirkungskräfte auf Mensch und Welt begriff er die des großen Korsen in ihrer Losgelöstheit von den stofflichen Gegebenheiten als ewige Schöpferfähigkeiten, die mehr als an den Mitteln und Waffen ihrer Zeit und ihres Handwerks an den verwandelten Seelen derer erscheinen, die sie mit in den Sturm ihres Handelns reißen. Vom lebenden Meister nahmen seine „Anreden" den rollenden Prunk und herrscherlichen Wurf, vom mitfühlenden Freund, der über Erwarten der Jahre noch einmal sein Fühlen bis in die Tiefen aufriß, den sieghaften Ton des gemeinsamen Glückes und der Opferbereitschaft im gemeinsamen Dienst. Aus diesen Erlebnissen der Größe und der Gemeinschaft sind die drei ersten Zwiegespräche vom Kaiser geboren und noch ihre Überschriften „Die Erweckung", „Die Erleuchtung", „Die Vollendung" verkünden, daß in diesen Bildern — im Kampf der Freunde um den Führer und Herrn, im Kampf der Liebe zwischen Kaiser und Folger, im Kampf der Macht zwischen dem Weltbeherrscher und dem im Steinbild lebenden künstlerischen Schöpfertum — die in Tag und Stunde webenden Kräfte die wirklich gemeinten sind. Aus ihnen ziehen die geschichtlichen Atem und Glut und aus beider Vereinigung entquillt jene sagenferne sich über Tag und Geschichte erhebende Luft, in der der besondere Zauber dieser ersten Gespräche vom Kaiser webt. Es ist der ewige Beginn einer Heldenjugend, die sich um den heldischen Jüngling schart und in der Hingabe an ihn das göttliche Gesetz der Tat erfährt, die Hydren und Dra-

chen zu besiegen: wechselnde Formen für wechselnde Ungestalten von heute und je.

Aus diesem dichtesten Kerne der Liebe in ihrem gegenwärtigen Blühen sind die Gedichte des letzten Paares hervorgegangen. In den früheren, die schon reiferen Alters waren, mußte George erst das ganze Jahrhundert totschlagen, um sie ganz in seinem Geiste umzuschmelzen, bei den jüngeren, mochten auch hier Geschlechterschlacken ältester zähester Art zu bewältigen sein, war das unmittelbare Gift der Zeit noch nicht in die Seelen gedrungen und junge Saat gedieh in ihnen auf jungfräulichem Boden. So blühte die meisterliche Zeugung in diesem Paar, das aus den entferntesten Gauen Deutschlands aus Nord und Süd durch die lenkende Hand mitsammen wuchs, am schönsten und reinsten auf. Die ersten Söhne des Innenreiches, die ganz vom Trieb beseelt waren, das Gleiche zu wecken und zu wirken, was der Eine in ihnen geweckt und gewirkt hatte, die schon vom Drang des Minners erfüllt waren, die junge Glut, die in ihnen brannte, weiterzupflanzen. Beide Söhne der Freundschaft und bald schon Meister der Freundschaft und doch bei gleichem Wirken von tief verschiedener Art, wie die Gedichte zeigen. Der eine aus schwerer in sich verstrickter Jugend nur langsam aufreifend, jede Darstellung und Schaustellung seiner selbst nach außen vermeidend, das umhüllte Innere vor jeder Aufschließung behütend und sich ganz erfüllend mit e i n e m Tun und Ziel. Stets gehalten und doch stets glühend, in allen Dingen nicht aus Mangel sondern aus Trieb zur sicheren Regelung haushaltend und ordnend, aber überströmend mit der gestauten Fülle, wenn die Stunde der Trauer oder des Glükkes ihn löste. Er ist von der spielenden Sicherheit dessen, der seiner gewiß ist, und dem leichten Spotte dessen, der auf vieles verzichtet, um im wesentlichen jedes Abenteuer wagen zu dürfen: ein unaufdeckbarer Verschwörer mit der Geste des heiteren Weltmannes, ein heimlicher Eroberer, der nur den Sieg liebt aber den äußeren Triumph verschmäht. Wo dieser im Gedichte noch verhüllt, wenn er sein Tiefstes sagt, offenbart der andre noch sein Letztes, wenn er verhüllen will. Als Knabe mit dem Geschick grollend wird er durch den Meister spielender Herr des Geschickes, der freilich das schöne kühne Spiel auch mit allen Bußen und Niederlagen bezahlen muß. Seine Gebärde ist die des verwegenen Ergreifens, der Bereitschaft zu jeder kühnen Fahrt, er handelt aus triebdunkler Leidenschaft ohne Besinnen um Not und Gefahr, auf jedem Plane das Höchste wagend um beim Mißlingen mit unverwüstlicher Hoffnung auf die nächste wenn auch noch so ferne günstige Stunde zu warten. Ein Vielbegehrender und Vielverschwendender, dem das Wenige zu schal ist und das Meiste kaum genug.

Die Jünglingsbilder dieser Gedichte scheinen in Wuchs und Wesen Wiedergeburten von Hellas zu sein und doch sind es deutsche Jünglinge, beide vom ewigen Jäger Eros getrieben, aber der eine bezwingt sein drängendes Übermaß und die „Zwölf Sonette" sind in ihrem Ton schon bei stärkster Leidenschaft von höchster Bändigung, welche die fruchtbare Zeugung im jungen Stoff verbürgt. Der andre bietet den Pfeilen des Gottes offen die Lenden dar, preist ihn noch als Opfer, und im Vertrauen auf die Geschmeidigkeit und Schnellkraft seiner Glieder versucht er sich übermütig im schwersten Zwang und gewagtesten Spiel. Es ist kein Zufall, daß in beider Gedichten die Gestalt des Alkibiades auftaucht, beim ersten als der Allzuwissende Tiefberechnende, der nur in schicksalswichtigem Augenblick vom Traumwink der Götter gelenkt wird, beim zweiten als der maßlos taumelnde irrende prächtige Brand, der sich und die Größe Athens vernichtet. Aber zugleich erscheint er — im fünften Erosgesang — als der Untergangswillige und Fallbereite, der trotz seines Verrates von der künftigen Jugend bestaunt, ja verehrt wird und die heldische Tat in ihr weckt. Ein aus Hellas gewonnenes aber in der Wertung dem Griechen undenkbares Bild! Viel mehr gehört es zum germanischen Schicksal. In Odin selbst, in Hagen von Tronje, in Heinrich dem Löwen, ja noch in Schillers Posa und Jean Pauls Roquairol steigt dieser seltsame Treulose auf, der verrät und dennoch groß und bewundert als Held durch die Zeiten geht, der sich seinem dunklen Dämon opfert und doch den Samen des Lichtes säet. Nichts scheint solchem Fühlen ferner zu liegen als das lichtreine Wunder Hölderlins. Und doch ist es dieselbe Stimme, die hier sein begeistertes Lob singt, derselbe Mund, der Hölderlins Gedichten im Hersagen den vollsten glockentiefsten Klang gab. Auch im Ton der eignen Gedichte schwingt die Hölderlinische Helle mit, aber die Erosgedichte haben eine nacktere leiblichere Bildprägung als der Raum der Klassik und die keusche Seele des frühen Schwaben es erlaubt hätte. Eine ganze Welt dionysischen Aufbruchs liegt dazwischen und mehr noch: der Evier und der Eros, der Herr des trunknen Herbstes und der Herr der Fackeln, waren seit dem SIEBENTEN RING zu einer Gestalt geworden: das Göttlich-Wilde hatte sich dem Göttlich-Flammenden vereint und färbte die Dichterwangen dunkler und brennender zugleich. Es ist der Gott, der uns mit sehenden Augen in das verwirkende Tun treibt, der unsere Vorsicht blind macht, unserer Vernunft spottet und uns höhnend lächelnd den Stachel in die Wunde drückt, die wir uns selbst gewählt haben. Den von ihm Getriebenen lehrt kein noch so kluger Satz ein Entrinnen und nur der Stolz rettet, bis zur letzten Not das Schicksal zu bejahen das er bringt, und den noch zum Herrn zu wählen, der unser Herz

zum Losbecher seiner Würfel macht. Denn Dichter sein, heißt nicht ohne ihn noch gegen ihn sondern in ihm siegen.

Das Weibliche aber, das nicht genügend zu beachten man von je und heute noch George und seinen Folgern vorwirft, ist auch diesen Dichtern ein ewig-menschlicher Bereich des Sinnens oder Kämpfens. In ihren drei Gesprächen „Venus und Adonis", „Das Ende des Alkibiades" und „Der Triumph des Apoll" lebt das Weib als Liebesgöttin in ihrem ewigen Eigenrecht, die das Männliche zu ihrer Lust verbraucht, als dienende Timandra in ihrer schrankenlosen Hingabe, die lächelnd auch den Tod mit dem Geliebten teilt, als Schöne in ihrer klugen Herrschlust, die im Augenblicke unterliegen muß, wo das höhere geistige Gesetz den Jüngling ergreift und aus ihren Armen in die Luft des staatlichen Wirkens reißt.

Die drei Dichter, welche diesen Paaren folgen, sind darin gleicher Art mit ihnen, daß auch sie vom selben heldischen Atem mit ergriffen sind, sie unterscheiden sich von ihnen durch ein rückschauendes Wesen und ein stärkeres Verhaftetbleiben im besonderen Einzelleben. Dem ersten beleuchtet die Gewißheit des kommenden Morgen seinen sinkenden Abend und an seinen Gedichten ist besonders bewegend daß durch ihre zarte Endmüdigkeit ein sieghafter Ton durchbricht. Der zweite, Ernst Bertram, dessen Name durch die spätere Veröffentlichung desselben Gedichtes bekannt geworden ist, hat mit der erschütternden Sicht des Bamberger Bildwerks ein in der Fühlung noch musikalisches aber in der sinnbildlichen Dichte gestaltetes Gedicht geschaffen, das unvergleichlich in der Reihe seiner vaterländischen Sänge steht: ein apokalyptischer Nietzsche-Ruf vor dem nahen drohenden Sturz ins Unheil! In dieser „Sibylle" stellte der Dichter dem nördlichen Menschen eine Richterin hin und ihre stumme Gebärde aus südlicher Meisterhand steht warnend vor dem nebelnden Tönen und kühlen Schwelen der Allzublonden, die glauben der Vermählung im „Land von Korn und Wein" entraten zu können. Der Dritte endlich, den wir nach seinem ersten Gedicht den David-Dichter nennen, strebt nach der höchsten Palme der Dichtung: der Vereinigung von körperhaftem Bild, glühender Farbe und vollstem Klang. Von dem was jedem nur zum Teile zugemessen wird: plastischer Helle, tiefster Trunkenheit und klarstem Sinn will er das Ganze, will er das Gedicht des höchsten Meisters noch in jedem dieser Reiche steigern, ganz er selbst und auch ganz dieser sein. Erst bei der nächsten Folge werden wir vom Wunder dieses Strebens reden, wo es völlig aufscheint, aber auch in diesen Gedichten der Zehnten bricht ein Ungeahntes vor: eine fast pulsschlagende Leiblichkeit in den Gebärden seiner Gestalten, ein bald blumenhaft weiches bald edelsteinhartes Leuchten sei-

ner Töne und wie in „Den Entschwundenen" ein Verdichten des nächsten leisesten Geschehens zu weithin schaubarem Schicksal.

Mit sechs Sprüchen und dem „Schifferlied" Georges schließt die Folge. Die Sprüche sind eine dichterische Gegenform zu den „Gesprächen", sie enthalten nicht wie diese große überzeitliche Weisheiten und Verkörperung von Natur- und Seelenmächten sondern Weisheit der Gelegenheit, wie Goethe sagen würde, sicheren Rat der Stunde und jenes zarte Winken mit Wimper und Finger, das allein den großen Erziehern und Bildnern der Menschen eignet und dessen Befolgen oder Nichtbefolgen durch die Beratenen über das ganze Leben entscheidet. Das „Lied" dagegen, das zuerst am Schluß der neunten, jetzt als „Schifferlied" in der zehnten Folge auftaucht, ist die Gegenform zum heiligen Loblied, zur Hymne. Erinnern wir uns der harten Worte, die in den Einleitungen zur siebenten Folge über das Verhältnis von Volk und Kunst und über das Volkslied im besonderen bei den Deutschen gesagt sind, so mag es erstaunen, daß der Dichter auch zu diesem Mittel des Ausdrucks griff. Aber eben dort steht auch die Lösung dieses Widerspruchs: „Die Behauptung", so heißt es in der siebenten Folge, „alle Kunst hat ihren Ursprung im Volke, ist entweder eine Selbstverständlichkeit (Plattheit) oder eine längst überführte Lüge. Kunst ist höchster Ausdruck eines Volkes." Ist sie dies, so sind ihr keine Lagen des seelischen Lebens, soweit in ihnen das Wesen des Volkes verfangen ist, fremd und es hängt nur vom Umfang seiner Kräfte ab, ob der Dichter mit dem Wipfelnächsten auch das Wurzeltiefste in die dichterische Gestaltung zwingen kann. Wir sahen George von Beginn an alle noch lebenhaltigen Bereiche unseres Volkstums durchkreisen und in sein Werk einbeziehen. Hier lag nach dem Preisgesang auf die höchste Krone zutiefst noch ein letzter fast vergessener Ring des deutschen Hortes auf dem Stromgrund unserer Sprache: das urtümliche Lied. Wir geben ihm die Bezeichnung „Volkslied", obwohl sie seinen Sinn bei George nicht erschöpft. Es erinnert an die Urzeitgedichte der PILGERFAHRTEN und des ALGABAL, aber rührt nicht an den geschichtlichen sondern den stets gegenwärtigen Grund der Seelengeschicke im völkischen Leben. Zwischen ihm und der Hymne liegt die weiteste Spanne der dichterischen Formen. Sie sind beide nicht Ausdruck des vereinzelten persönlichen Gefühls sondern Urlaut der Gemeinde, die Hymne bewegt sich in erhabenen Vorstellungen, das Volkslied in erdgebundenen mit Ort und Haus verwachsenen Bildern. Während das Loblied daher das Verweilen beim Dingverhafteten und Einzelstehenden fast als unheilig vermeidet, ist dies gerade beim Volkslied der nötige Kern, in dem die dunkleren Strahlen sich fangen. Denn wie die Hymne die hellste geistige Stimme, so ist das Lied die

dunkelste Blutstimme der Volksgemeinschaft, jenes im bewußten staatlichen Raume schwingend, dieses im unbewußten geschlechterschweren Boden klingend, jenes an bestimmte Gestalten, Götter oder Menschen, gerichtet und geknüpft, dieses an kein Verpflichtend-Gestaltiges gebunden und frei im Grund entstehend und verwehend. Das Lied bewahrt ältestes Gut, das in die dumpfen Kreise hinabgesunken ist oder aus mütterlichen Schoßen als Rune geboren wird, es hat den Schauer der alten Weise und Rätselweisheit, wie die Hymne den Schauer des jugendlichen Tones und der Tat. Der Dichter aber ist alt und jung, ist Drud und Mensch, Stimme der Erde wie des Himmels, des Tages wie der Nacht, in ihm erklingen unsere geheimen Träume wie unsre sichtbaren Taten.

Wenn die kurze Einleitung der zehnten Folge mit den Worten schließt: „Unsere Blätter, die eine Warte für die Dichtkunst waren und sein wollen, haben heute erst recht die Aufgabe zu zeigen was als mindestes geleistet werden muß, und ihr selteneres Erscheinen verrät nur ein stärkeres Gefühl der Verantwortung — keine Ermüdung. Sie haben zu zeigen, daß in Zeiten eines kräftigen Gesamtlebens die Dichtung keine Gelegenheitsmache und Spielerei, sondern innerste Seele des Volkes ist" — so klingt dies wieder an den erwähnten Spruch der siebenten Folge an. Es war keine Forderung, die der losbrechende Krieg hervorrief, sondern Erfüllung dessen, was in diesem Kreise von jeher der Sinn des dichterischen Lebens war: „Kunst ist höchster Ausdruck eines Volkes". Ein Volk, das aus diesem Seelengrunde keine Schätze mehr heraufführt, stirbt in seinen Wurzeln ab. Mit Hymne und Volkslied hatte der Dichter die weitesten Bereiche des deutschen Volkes umgriffen, und alles in ihm noch Lebenskräftige mit dem neuen Atem seines Geistes durchhaucht als eben der Kampf unseres Volkes um sein Dasein wider die ganze Welt begann und alle morschen Stützen zusammenbrachen.

9. KAPITEL: DIE AHNEN

Es gehört zu den größten Wundern des deutschen Geistes, daß sein künftiges Volk schon ein Jahrhundert früher nach Ursprungsart und Wesen vorgeahnt und vorverkündet wurde, daß Hölderlins Aufstieg auf der Höhe der Bahn mit dem geistigen Gesicht dessen abbrach, was vor George am gleichen Gefährdungspunkte, nahe dem drohenden Absturz, als leibliche Gestalt erschien: wo das heilige Loblied Hölderlins auf sein geschautes Reich verstummte, begann das heilige Loblied Georges auf das in Mensch und Land verwirklichte zu schwingen. Von dieser Wirklichkeit